

MONIKA MAIFELD

Noch Liebe  
findet ihre Zeit

ROMAN

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Originalausgabe September 2018

© 2018 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Silvia Kuttny-Walser

Covergestaltung: herzblut02, München

Coverabbildung: chuwy/iStock bei Getty Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-22674-2

2 4 5 3 1

## Prolog

Im Zimmer war es dunkel. Das graue Winterlicht sickerte nur spärlich durch die voluminösen Samtportieren, kämpfte vergebens gegen die schweren Möbel und verlor sich in dem hohen Raum.

Das Kind spielte. Es kniete auf dem verschlissenen Orientteppich, streifte den kleinen, rot gepunkteten Regenmantel über die Puppe und versuchte, die Stimmen aus der Küche zu ignorieren.

»So«, sagte das Mädchen und zupfte den rechten Ärmel gerade. »Jetzt brauchst du nur noch einen Hut. Sonst schneit es dir auf die Haare.«

Die Kleine hatte recht. Vor dem Fenster taumelten dicke Schneeflocken.

»Bald kommen Mama und Papa, dann gehen wir nach Hause.«

Die Stimmen aus der Küche klangen erregter. »... aber doch nicht in ein Heim!«

Im Zimmer wurde es immer dunkler. Das Mädchen warf einen Blick zum Lichtschalter. Der war neben der Tür, der Tür zum Flur, dem Flur, an dessen Ende die Küche lag, die Küche mit den Stimmen.

»Weißt du eine andere Lösung?«

Jemand schluchzte laut auf.

In der Küche saß ihr Onkel Walter. Es war sein Haus. Er und Paul lebten hier.

Antonia mochte dieses Haus, es war alt und groß und hatte viele Winkel, in denen man sich verstecken konnte. Obwohl ihr Vater immer sagte: »Warum Walter sich diesen alten Kasten antut ...«

Gestern hatte Papas Sekretärin Frau Wegner sie vom Kindergarten abgeholt und hierher gebracht.

»Deine Eltern mussten überraschend verreisen.« Frau Wegner hielt ihre Hand so fest, dass es Antonia fast wehtat.

»Sie haben ganz rote Augen, Frau Wegner.«

»Ich bin erkältet. Deswegen tränen mir die Augen.«

Antonia traute sich nicht, ihre Hand aus Frau Wegners zu lösen.

»Wo ist Susie?« Susanne war die kleine Schwester von Antonia. Sie war erst sechs Monate alt.

»Die ist bei Freunden, die auf sie aufpassen.« Frau Wegner machte ein merkwürdiges Geräusch und drehte den Kopf weg.

»Was ist?«, fragte Antonia.

»Mein Schnupfen – ich musste niesen«, sagte Frau Wegner. Aber es hatte sich nicht nach Niesen angehört.

Antonia hatte vergangene Nacht hier geschlafen und heute nicht in den Kindergarten gemusst. Ihre beiden Onkel hatten mit ihr gespielt. Aber es war nicht so schön gewesen wie sonst.

Am Nachmittag hatten sie die Großmutter vom Bahnhof abgeholt; diejenige, vor der Antonia immer ein bisschen Angst hatte, diejenige, die immer so streng fragte: »Hast du dir auch gut die Hände gewaschen? Putzt du dir ordentlich die Zähne?« Die andere Oma war vor Kurzem gestorben.

Aber diesmal hatte die Großmutter nicht gefragt. Sie hatte es wohl vergessen. Obwohl sie Antonia lange angesehen und ihr zweimal über den Kopf gestreichelt hatte.

Jetzt saß sie in der Küche beim Onkel und bei Paul. Ein

Pfarrer war auch dabei. Antonia hatte ihn durchs Fenster kommen sehen.

Sie kannte ihn, er hatte Susie getauft. Etwas später war noch eine Frau mit einer großen Aktentasche gekommen. Die kannte Antonia nicht.

Die Stimmen in der Küche klangen jetzt noch aufgeregter.

»Wie sollen Paul und ich ein Baby versorgen?« Der Onkel sprach sonst nicht so laut.

»Man wird sie trennen müssen.« Das war wohl die fremde Frau.

Die Großmutter antwortete. Aber sie sprach zu leise, als dass Antonia es hätte verstehen können.

»Paul und ich ...«

»Das ist wider Gottes Ordnung!« Die Stimme des Pfarrers schrillte scharf.

Antonia nahm ihre Puppe in den Arm und umklammerte sie.

»Ich will nach Hause«, flüsterte sie in das Vinylgesicht.

Antonia blickte auf ihre Puppe. Aber die toten Glasaugen schauten wie immer.

Die Stimmen in der Küche verstummten, und die Küchentür quietschte.

Dann knarrte der Holzboden im Flur unter den schweren Schritten eines Mannes. Die Wohnzimmertür öffnete sich. Die Gestalt des Onkels zeichnete sich gegen das helle Flurlicht dunkel ab. Antonia konnte sein Gesicht nicht erkennen.

»Toni«, sagte der Onkel, und seine Stimme klang fremd. »Toni, komm mal her. Mein liebes Kind, meine arme Antonia, komm mal her zu mir, ich muss dir etwas Schlimmes sagen ...«



## 27 Jahre später

Als Antonia in die Osterwaldstraße einbog und die dunklen Fenster im Erdgeschoss des alten Jugendstilgebäudes sah, versetzte es ihr wieder einen kleinen Stich ins Herz. Sie hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt, allein in dem großen Haus zu leben. Obwohl es schon über vier Monate her war, dass Onkel Walter und Onkel Paul in diese luxuriöse Seniorenresidenz gezogen waren.

Sie kam gerade aus Salzburg, hinter ihr lagen zwei Tage voller harter Verhandlungen. Doch sie hatte den Schokoladenproduzenten als neuen Kunden gewinnen können: Ihr Unternehmen würde in Zukunft die Verpackungen für dessen ausgesprochen exklusive Schokoladenfiguren produzieren; es war eine sehr erfolgreiche Fahrt gewesen.

Bei der Aussicht allerdings, gleich ganz allein am Küchentisch zu sitzen und appetitlos das von der Haushälterin vorbereitete und von ihr in der Mikrowelle erhitzte Gulasch zu löffeln, schüttelte sie innerlich den Kopf. Nein, heute wollte sie sich etwas gönnen: einen schönen Restaurantbesuch als Belohnung für die letzten harten Tage, das hatte sie sich verdient.

Ihr fiel die Restaurantkritik ein, die sie erst vor wenigen Tagen gelesen hatte. Im *Kaiserhof*, der ganz in der Nähe lag, gab es einen neuen Pächter, einen neuen Küchenchef und eine ganz neue Cuisine. Vegan, wenn sie sich recht erinnerte. In dem Artikel war die Küche jedenfalls überschwänglich gelobt worden, sodass sie schon beim Lesen Appetit

bekommen hatte. Außerdem hatte sie noch nie ein veganes Restaurant besucht. Eine neue interessante Erfahrung, um diesen lukrativen Auftrag zu feiern, das wäre genau das Richtige!

Kurz entschlossen wendete sie das Auto.

Der Ober lehnte an der Theke und hob hoffnungsvoll den Kopf, als die Eingangstür aufschwang. Aber sofort konnte man die Enttäuschung auf seinen Gesichtszügen ablesen – nur eine einzelne Frau, ein einziger weiterer Gast. Damit waren es insgesamt sechs – ganze *sechs* Gäste! –, und es war schon kurz vor einundzwanzig Uhr. Mit mehr Gästen war an diesem normalen Donnerstagabend kaum zu rechnen. Das Restaurant hatte schließlich erst vor vier Wochen eröffnet. Und trotz der begeisterten Kritiken in mehreren Zeitungen zogen die Leute an diesen sommerwarmen Abenden die Biergärten vor, wenn sie nicht sowieso in Urlaub waren.

Der Ober, Pierre Louis stand auf dem Namensschild an seinem Revers (in Wirklichkeit hieß er Peter Ludwig Scherer, aber er hatte schon vor vielen Jahren beschlossen, dass ein französischer Name ihm besser zu Gesicht stünde), stöhnte innerlich. Sein Gehalt bestand zu einem nicht unerheblichen Anteil aus der Umsatzbeteiligung. Das war ja heute schon mal wieder ein Verlustgeschäft. Und Trinkgeld würde es natürlich auch viel zu wenig geben – von diesen sechs Figuren hier ...

Er hätte sein Arbeitslosengeld aufs Spiel gesetzt, wenn er diese Stelle nicht angenommen hätte. Dabei hatte er gleich gewusst, dass dieses Restaurant weit unter seinem Niveau lag – schließlich hatte er zwanzig Jahre lang in einem Dreisternerrestaurant serviert, fast sein ganzes Berufsleben. Bis der Koch, der gleichzeitig der Inhaber gewesen war, sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückgezogen hatte.

Für ihn hatte das den Gang zum Arbeitsamt bedeutet, wo man einfach nicht verstehen wollte, dass so jemand wie er, der den Umgang mit den Spitzen der Gesellschaft gewohnt war, der Grafen, Fürstinnen, Politiker und prominente Schauspieler bedient hatte, der die Etikette beherrschte, der Manieren und stilvolles Auftreten kannte – dass so jemand wie er nicht einfach »irgendwo« arbeiten konnte. Diese kleinen Sachbearbeiter im Jobcenter, die noch nie in ihrem Leben ein erstklassigen Restaurant betreten hatten, hatten nicht verstanden, dass er hier in diesem Restaurant – in dieser Gemüsebox! – völlig fehl am Platz war. Vegan, das war doch keine Cuisine! Ein veganes Restaurant, das *konnte* doch gar nicht laufen!

Und jetzt auch noch dieser neue Gast, diese Frau. Den Typ kannte er. So wie die aussah, trank die zum Essen Wasser ohne Kohlensäure und als Krönung nach dem Essen wahrscheinlich einen Eisenkrauttee. Aber Ansprüche würde sie noch und nöcher stellen, ihn zermalmen lassen für nichts und wieder nichts – und am Ende bekäme er fünfzig Cent Trinkgeld, und sie würde sich für Gott weiß wie großzügig halten. Kein Wunder, dass so eine keinen Mann abkriegte ...

»Gnädige Frau, Sie wünschen?«

Antonia ließ den Blick durch das Lokal schweifen. Die gemütliche Einrichtung, die hellen Farben, die flackernden Kerzen und dazu noch der appetitanregende Duft nach ihr unbekanntem Kräutern in der Luft – sie freute sich über ihre spontane Idee, sich für die vergangenen anstrengenden Tage mit einem außergewöhnlichen Essen zu belohnen. Nur schade, dass ihre Schwester, die sie von unterwegs noch angerufen hatte, keine Zeit hatte.

»Guten Abend«, sagte Antonia und lächelte den Kellner freundlich an. »Haben Sie einen Platz für mich?«

Was für eine furchtbare Brille!, dachte Pierre Louis. Und erst diese altmodischen Perlenohrringe!

»Haben Sie reserviert?«

»Wie bitte?« Überrascht musterte Antonia noch einmal die leeren Tische. »Nein, aber ...«

»Dann muss ich erst nachsehen.«

»Tun Sie das bitte«, erwiderte Antonia verblüfft.

Pierre Louis vertiefte sich minutenlang in das aufgeschlagene Reservierungsbuch auf der Theke. Antonias Vorfreude schrumpfte.

Der Kellner hob den Kopf.

»Erwarten Sie noch jemanden?«

Eine demütigende Frage. Ihre Freude verflieg. Am liebsten wäre sie jetzt nach Hause gegangen. Aber das wäre einer Kapitulation gleichgekommen, und das kam überhaupt nicht infrage.

»Vielleicht.«

Die knappe Reaktion hätte Pierre Louis warnen können. Aber er bemerkte auch nicht, wie Antonias Augen sich leicht verengten.

»Ich darf Sie zu Ihrem Tisch bringen«, sagte er und ging, ohne eine Erwiderung abzuwarten, quer durch das Restaurant, vorbei an den unbesetzten, für vier Personen eingedeckten Tischen, zu einem kleinen Zweiertisch, der unmittelbar vor dem durch einen roten Vorhang kaschierten Eingang zu den Waschräumen stand. Er griff nach der Stuhllehne und zog den Stuhl leicht zurück, damit Antonia sich setzen konnte.

Aber da war niemand, der sich setzte.

Verblüfft drehte er, die Frau neben sich vermutend, ein wenig den Kopf, dann noch ein Stück weiter, seinen Blickwinkel vergrößernd, bis er sie endlich entdeckte.

Sie war ihm überhaupt nicht gefolgt!

Antonia stand, den Kopf abwartend geneigt und ihn freundlich anlächelnd, neben einem der beiden Tische in der gemütlichen Halbnische, die ebenfalls für vier Personen vorgesehen und entsprechend gedeckt waren.

Pierre Louis erstarrte.

»Ich möchte gerne hier sitzen«, sagte Antonia. Ihre warme Altstimme klang durch das Lokal, Pierre Louis hatte kein Problem, sie zu verstehen. Die anderen Gäste allerdings auch nicht. Ein älteres Paar und eine Dreiergruppe saßen an zwei nebeneinanderstehenden Tischen unmittelbar vor dem bodentiefen Fenster. Fünf Köpfe hoben sich, sahen zu Antonia und wendeten sich dann – wie von einer Schnur gezogen – gleichzeitig Pierre Louis zu.

Pierre Louis hatte im Moment kein Ohr für Antonias melodische Stimme und ihre gepflegte Aussprache. Was fiel dieser bebrillten grauen Maus eigentlich ein? Er würde drei Gedecke abnehmen und später wieder auflegen müssen, und das alles für höchstens fünfzig Cent Trinkgeld.

»Das geht leider nicht«, erwiderte Pierre Louis, jetzt sichtlich verärgert. »Sollte Ihnen dieser Platz hier nicht zusagen, müssten Sie vielleicht ein anderes Mal wiederkommen.«

Die Aufmerksamkeit der fünf Gäste wandte sich wieder Antonia zu.

Antonia schüttelte leicht den Kopf. Im Kinderheim lernte man, sich zu behaupten.

»Gibt es einen Grund, warum ich nicht diesen Tisch wählen kann?«, fragte sie, immer noch mit einem freundlichen, harmlosen, Pierre Louis in die Irre führenden Lächeln.

Die Zuhörer drehten sich wieder zu Pierre Louis.

Das ist ja wie beim Tennis hier, dachte Antonia und hätte beinahe laut aufgelacht.

Pierre Louis ging einige Schritte auf Antonia zu.

»In der Nische ist für vier Personen eingedeckt!«, sagte er, seine Stimme vibrierte vor unterdrückter Wut.

Und fünf Gesichter ruckten wie auf ein geheimes Kommando wieder in Antonias Richtung.

Jetzt konnte Antonia nicht anders, sie lachte laut auf.

»Ach so!«, sagte sie dann und nickte verstehend. »Ja, natürlich! Jetzt sehe ich es auch.«

Sie wandte sich zum Tisch und drehte Pierre Louis den Rücken zu – und bevor der verblüffte Kellner ein Wort sagen konnte, hatte sie behände drei Teller genommen, aufeinandergestapelt und die dazugehörigen Bestecke oben auf gelegt.

Sie nahm den kleinen Tellerstapel in beide Hände und stellte ihn auf dem ebenfalls unbesetzten Nachbartisch ab.

»Jetzt nicht mehr«, sagte sie, lächelte Pierre Louis noch einmal an und setzte sich.

Die zwei Frauen aus der Dreiergruppe brachen in lautes Lachen aus.

Mit wenigen vor Wut weit ausgreifenden Schritten war Pierre Louis bei ihr. Aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen.

»Informieren Sie bitte den Geschäftsführer, dass ich ihn sprechen möchte.« Pierre Louis öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber sie stoppte ihn mit einer energischen Handbewegung und griff kurz in ihre Handtasche. »Und damit er weiß, mit wem er es zu tun hat, hier meine Visitenkarte.«

Pierre Louis warf einen kurzen Blick darauf.

*Dr. Antonia Arnoux*  
*Geschäftsführende Gesellschafterin*  
*Arnoux GmbH*

Er erschrak. Geschäftsführerin – Gesellschafterin – diese graue Brillenschlange war wer! Und die ganze Körperhaltung der Frau signalisierte, dass sie gewohnt war, sich durchzusetzen. Wieso hatte er das nicht gleich gesehen?

»Und dann möchte ich mit dem Geschäftsführer ein Gespräch darüber führen, wie alleinstehende Frauen in Ihrem Restaurant behandelt werden.«

Pierre Louis konnte nicht umhin, bei einem schnellen zweiten Blick auf sie das Ausmaß seiner Fehleinschätzung zu registrieren: Die altmodische Aufmachung hatte ihn in die Irre geführt. Aber der graue dreiviertellange Rock, mochte er auch noch so langweilig sein, war eindeutig maßgeschneidert; die kurze Jacke bestand, auch wenn zu weit geschnitten, um chic zu sein, aus edlem Kaschmir, und diese Perlenohrringe – billig waren die sicher auch nicht gewesen. Er war ärgerlich auf sich selbst. Wie hatte ihm das bloß passieren können! Es konnte nur an der Umgebung liegen, dass ihm dieser Fehler unterlaufen war: Wer würde hier schon einen solchen Gast erwarten? Wenn sie sich über ihn beschwerte und er diese Stelle verlor, in seinem Alter – nicht auszudenken.

Sein Gesicht verzog sich zu einem angestrengten Lächeln.

»Gnädige Frau, ich bitte Sie! Es handelt sich hier doch nur um ein kleines Missverständnis. Ich dachte, dass es Ihnen hier vielleicht zu dunkel wäre, aber wenn Sie diesen Tisch vorziehen, ist das selbstverständlich überhaupt kein Problem.« Er sprach leise, die anderen Gäste sollten ihn nicht hören, schlimm genug, dass er sich so hatte gehen lassen.

Antonia durchschaute das plumpe Manöver. Sie hatte auch gesehen, wie er die Ohrringe ihrer Mutter taxiert hatte.

Unwillkürlich fasste sie an ihr linkes Ohrläppchen und strich kurz zart mit den Fingern über das Schmuckstück.

Sie ließ Pierre Louis noch einen Moment zappeln, bevor sie sagte: »Ach so. Na dann. Nun bringen Sie mir doch bitte die Speisekarte – und zum Trinken hätte ich gerne ...«

\* \* \*

Marlene konnte es nicht fassen. *Sie* war die Auserkorene, *sie* hatte er ausgewählt, *sie* hatte er angesprochen und gefragt: »Ich fahre jetzt. Kann ich Sie irgendwohin mitnehmen?«

Sie spürte, wie die neidvollen Blicke der anderen Frauen (und auch mancher Männer) ihr folgten, als sie auf den viel zu hohen Absätzen hinter Julian Markward herstöckelte. Jetzt bloß nicht umknicken! Sie war sich bewusst, dass ihr Gang im Moment mehr als unelegant war, von erotisch gar nicht zu reden. Nur gut, dass Julian vor ihr ging und sich kein einziges Mal umdrehte. So konnte wenigstens er ihren unbeholfenen Gang nicht sehen. Und auf ihn kam es ja schließlich an! Sie warf einen Blick auf seinen Hinterkopf.

Bereits von hinten strahlte er eine unglaubliche Erotik aus: allein schon diese dunklen, wilden, etwas zu langen Haare, die in dichten Strähnen leicht verstrubbelt abstanden, man wollte mit den Fingern hineingreifen, man wollte sie ...

*Autsch!* Um ein Haar wäre sie umgeknickt. Warum hatte sie sich auch von Eva überreden lassen, deren High Heels anzuziehen? Blöde Kuh! Aber sie durfte nicht ungerecht sein. Schließlich hatte sie es Eva zu verdanken, dass sie jetzt hinter dem im Moment wahrscheinlich begehrtesten Junggesellen der Stadt balancierte. Das hätte sie sich heute

Morgen nicht träumen lassen, als das Klingeln des Telefons sie aus tiefstem Schlaf geweckt hatte.

Und dabei war sie zuerst so verärgert gewesen ...

## 12 Stunden zuvor

Ein Geräusch drängte sich in Marlenes Traum. Sie versuchte, es zu ignorieren. Aber das Klingeln wurde lauter.

»Ach neee ...«, stöhnte sie und griff nach dem Handy auf dem Nachttisch.

»Was ist los?«, meldete sie sich verschlafen.

»Marlene, pennst du noch? Es ist elf Uhr durch!«

»Eva, bist du das?« Marlene tastete schlaftrunken nach den Zigaretten auf dem Nachttisch.

»Ich hab dich wirklich geweckt? Sorry, aber wer konnte denn ahnen, dass du noch in der Kiste liegst! Hattest du nicht heute Morgen schon Vorlesung?«

Marlene hatte endlich die Zigarettschachtel ertastet und versuchte, eine Zigarette herauszuklopfen, indem sie die Packung an die andere Hand schlug, an die, die das Telefon hielt.

»Hab ich ausfallen lassen«, krächzte sie. »Es war spät gestern Abend – also besser gesagt: heute früh.«

»Ich hör's. Bist du denn halbwegs aufnahmefähig?«

»Scheiße!«, fluchte Marlene, als ein Schwung Zigaretten und unzählige Tabakkrümel plötzlich aus der Packung auf die Bettdecke rieselten.

»Wart mal, ich muss Licht machen«, stöhnte sie und legte den Hörer, ohne eine Antwort abzuwarten, auf den Nachttisch. Es klirrte leise, als das Telefon gegen das noch halb gefüllte Glas auf dem Nachttisch stieß. Als Marlene

sich aufrichtete, stieg ihr der Geruch nach abgestandenem Alkohol entgegen. Sie schüttelte sich angewidert und drückte auf den Wandschalter über ihrem Bett. Der elektrische Rollladen am Fenster hob sich, und nach und nach breitete sich helles Sonnenlicht in dem kleinen Studentenapartment aus. Marlene sammelte die Zigaretten von ihrer Bettdecke, suchte auf dem Nachttisch einen freien, halbwegs sauberen Platz, wo sie diese ablegen konnte, steckte sich eine zwischen die Lippen, wischte unwirsch die Krümel von der Bettdecke auf den Boden und griff, nachdem sie sich ihre Zigarette angezündet und einen tiefen Zug genommen hatte, wieder nach dem Hörer auf ihrem Nachttisch.

»So, da bin ich«, sagte sie und kniff die Augen gegen das Tageslicht zusammen.

»Endlich ...«, maulte die Freundin.

»Du hast mich halt geweckt ...« Marlene zog an der Zigarette und hustete.

»Was war den gestern Abend los? Hab ich was verpasst?«, fragte Eva.

»Nee, die dämliche Iris wollte unbedingt ins P1, weil da so ein Typ kommen sollte, auf den sie scharf ist. Ich musste mit, damit sie nicht so alleine rumhängt. Der Typ ist natürlich nicht aufgetaucht. Aber ich bin vor Langeweile fast eingegangen, konnte mich nur mit Wodka-Red-Bull über die Zeit retten ...«

»Ach so – Iris«, sagte ihre Freundin in einem Ton, der sowohl Mitleid als auch Verachtung ausdrückte. »So, wie die den Typen hinterherläuft, kriegt die nie einen ab. Aber jetzt pass mal auf, ich will dir was erzählen!«

Marlene hörte den bedeutungsschweren Unterton und setzte sich im Bett auf.

»Leg los!«

»Also, heute Abend spielen die Orange-Utahs im *Giesing-Keller!*«

»Aha«, sagte Marlene gedehnt. Die Orange-Utahs waren eine relativ neue Band in München, die schon etwas Furore gemacht hatten. Ihre Freundin wusste, dass sie kein großer Fan der Band war. Was allerdings darauf zurückzuführen war, dass sie sich mal sehr lächerlich gemacht hatte, als sie die Band als »die Orang-Utahs« bezeichnet hatte, weil sie weder die Anspielung auf die Herkunft des Bassgitarristen aus dem amerikanischen Bundesstaat Utah noch auf die orangefarbenen Hosen bei den Bühnenauftritten verstanden hatte.

Eva kicherte. »Das haut dich jetzt nicht unbedingt vom Sockel, hab ich das Gefühl.«

Marlene brummte etwas Unverständliches ins Telefon.

»Aber es gibt eine After-Show-Party.«

»Ach ...«, sagte Marlene, ihre Stimme verriet jetzt ihr Interesse.

»Und bevor ich es vergesse«, fügte Eva hinzu und sagte dann betont gelangweilt und mit einigen Kunstpausen: »... bevor ich es vergesse ... Julian Markward ... kommt auch.«

»Was?« Marlene schrie auf vor Überraschung.

Ihre Freundin kicherte.

»Na, bist du jetzt noch angefressen, dass ich dich geweckt hab?«

»Du blöde Kuh! Quatsch – erzähl! Ist das sicher?«

»Ja, so ziemlich. Die Orange-Utahs sind seine Lieblingsband, er ist gut befreundet mit dem Leadsänger, und soweit ich gehört habe, hat er fest zugesagt. Sie halten ihm sogar einen Parkplatz frei.«

»Woher weißt du das?«

»Von Norbert.«

»Ach so! Von dem hast du sicher auch die Karten, oder?« Norbert war der 16-jährige Sohn eines bekannten Münchner Konzertveranstalters und Klassenkamerad von Evas jüngerem Bruder. »Ist der immer noch so verknallt in dich?«

Eva lachte. »Ich passe auch auf, dass das möglichst lange so bleibt.«

So war sie bei dieser After-Show-Party gelandet. Und Evas Informationen hatten sich als richtig erwiesen: Julian Markward war tatsächlich erschienen. Sofort hatten sich die Frauen um ihn geschart, waren auf ihn geflogen wie die Motten auf das Licht, hatten alle Register der weiblichen Verführungskunst gezogen. Er war aber auch unglaublich attraktiv. Die Figur perfekt, nicht zu groß, nicht zu klein, breitschultrig, ohne dass es übertrieben gewirkt hätte; die Gesichtszüge wirkten energisch und zeigten trotzdem eine schwer zu beschreibende Feinheit; dazu die feurigen dunklen Augen, die halblangen, ungebändigten Haare – schon die Optik hätte genügt, um das Interesse der Frauen zu wecken. Und er war Künstler, ein Attribut, das seine Attraktivität weiter steigerte. Und als wäre das alles noch nicht genug, hatte die regionale Tageszeitung letzte Woche einen doppelseitigen Bericht über ihn und seine erste große Einzelausstellung gebracht und ihn als »den aufsteigenden Stern« am Münchner Künstlerhimmel bezeichnet. Eva hatte nicht übertrieben, er war sicher der im Moment begehrteste Junggeselle der Stadt.

Schon wie er dastand, so aufreizend lässig und selbstsicher, war er die Verführung schlechthin, eine einzige erotische Provokation. Und es umgab ihn eine Spannung, ja eine Wut, die immer wieder plötzlich in seinen Augen aufblitzte.

Marlene konnte sich nicht sattsehen.

Julian unterhielt sich mit seinem Freund, dem Sänger der Band, und schenkte den umstehenden Frauen kaum Beachtung. Marlene hielt sich etwas abseits, doch Eva hatte sich nach vorn gekämpft und versuchte, in dem Gedränge irgendeine Form von Körperkontakt mit Julian herzustellen.

Aber da war sie nicht die Einzige. Immer wieder ließen sich Frauen gegen Julian drücken, bevorzugt mit dem Busen, entschuldigten sich wortreich und hofften, auf diese Weise mit ihm ins Gespräch zu kommen.

Aber er hatte all diese Versuche ignoriert, gelegentlich auch mit zynischem Lächeln und spöttischen Bemerkungen quittiert: »Aber bitte sehr ...« – »Hatten wir nicht schon mal das Vergnügen?« – »Die waren sicher teuer ...« Kurz gesagt, er schien immun gegen diese Attacken geballter Weiblichkeit.

Gerade eben »fiel« wieder eine groß gewachsene falsche Blondine – der Haaransatz sprach eine eindeutige Sprache – gegen Julian, offensichtlich trat sie ihm auch noch auf den Fuß.

»Autsch«, kreischte sie. »Das tut mir aber leid!« Und zu allem Überflus streifte ihre Hand scheinbar zufällig seinen Körper entlang bis tief an seine Hüfte.

Julian runzelte finster die Stirn. »Mir reicht es«, sagte er zu seinem Freund. »Ich gehe, solange ich noch die Chance habe, halbwegs unversehrt hier rauszukommen.« Er schaute kurz auf die Uhr. »Ich muss sowieso weg, Tete ist schon viel zu lange allein.«

Sein Freund nickte lachend. »Ich weiß – Tete, die Frau deines Lebens.«

»Absolut!«, sagte Julian. »Sie ist perfekt. Wobei ...«, er grinste kurz, »wirklich *alle* Bedürfnisse erfüllt sie dann doch nicht, ich könnte vielleicht heute noch ...«

Und dann war es geschehen: Er hatte den Blick gehoben, ihn schweifen lassen, bei Marlene verharret, die spürte, wie sie errötete, und deswegen die Augen niederschlug. Julian war ein paar Schritte auf sie zugegangen.

»Ich fahre jetzt. Kann ich Sie irgendwohin mitnehmen?«

Marlene meinte, ihr müsste das Herz stehen bleiben. Sie hatte nur nicken können, ihrer Stimme hatte sie nicht getraut. Er hatte kurz gelächelt, mit dem Kopf Richtung Tür gedeutet und war losgelaufen. Und jetzt balancierte sie auf diesen viel zu hohen Absätzen hinterher ...

Direkt vor dem Eingang stand sein Auto, der uralte grün-weiße Bulli, auch den kannte seit dem Artikel von letzter Woche fast jeder in der Stadt.

Während er ihr die Beifahrtür aufhielt, beschloss sie, sich etwas zu zieren. Er sollte nicht denken, dass sie immer so leicht zu haben wäre.

Aber als er neben ihr im Auto saß, schaute er nur auf die Straße. Draußen gingen ein paar Jugendliche vorbei, die am Auto stehen blieben und es bewunderten.

Julian beachtete sie nicht, er saß, den Kopf nachdenklich zur Seite geneigt, auf dem Fahrersitz und schwieg.

Die Stille irritierte Marlene. Sie spürte plötzlich ihren Puls, er hämmerte fast schmerzhaft in ihren Ohren. Was wollte Julian Markward? Wartete er darauf, dass sie etwas unternahm? Sollte sie etwas sagen? Oder ihn vielleicht anfassen?

Sie rutschte unruhig auf dem Sitz hin und her.

Endlich wandte Julian sich ihr zu.

»Wie heißt du?«, fragte er. Seine dunklen Augen funkelten. Ein Schauer lief über ihre Haut.

»Marlene.« Mist, wieso krächzte sie plötzlich? Sie versuchte dafür ein verführerisches Lächeln.

»Ein schöner Name«, sagte er, und sie konnte unter dem

Licht der Straßenlaterne erkennen, wie seine Augen unter den halb geschlossenen Lidern sie musterten, über ihr Gesicht und ihren Körper glitten. Ihre Haut begann zu kribbeln, wo sein Blick sie streifte.

Er hob die Hand – sie hielt den Atem an –, dann ließ er sie wieder sinken.

»Marlene«, wiederholte er endlich. »Darf ich dich berühren, Marlene?«

Da sie nicht riskieren wollte, noch einmal so lächerlich heisere Töne von sich zu geben, nickte sie nur.

Seine linke Hand griff unter ihr Kinn und drehte ihr Gesicht in seine Richtung.

Ihr Atem beschleunigte sich.

Er begann mit seinem Daumen die Konturen ihrer Lippen nachzuzeichnen. Nicht fest, aber auch nicht zart.

Ihr Blut antwortete, es pulsierte hart an den Stellen, an denen er sie berührte.

Sein Daumen kreiste weiter um ihren Mund, ab und zu verharrend, die Lippen leicht zusammenpressend.

Marlene konnte nicht anders, sie hob ihm das Gesicht entgegen.

Die Jungs draußen bemerkten plötzlich, dass zwei Menschen im Auto saßen.

»Oh – viel Spaß noch!«, rief einer, und alle lachten.

Julian schob seinen Daumen nun zwischen Marlenes Lippen und drückte gegen ihre Zähne. Bereitwillig öffnete sie den Mund.

Da ließ er seine Hand sinken. Das Gefühl der Leere an der Haut, die er eben noch berührt hatte, war fast schmerzhaft.

Seine Hand landete, wie zufällig, in ihrem Schoß, zwischen ihren Beinen. Dort ruhte sie jetzt.

Marlene spürte, wie sich die Muskeln in ihren Ober-

schenkeln lustvoll anspannten. Sie hob ihren Schoß der Hand entgegen.

Aber Julian nahm die Hand wieder fort und griff nach dem Lenkrad.

»Wo kann ich dich absetzen?«

Die Frage traf Marlene wie eine kalte Dusche. Was hatte sie falsch gemacht? Warum wollte er jetzt doch nichts von ihr?

Beinahe hätte sie vor Enttäuschung laut aufgeschluchzt. Sie schluckte hart.

»Ich wohne in der ...«

»Oder möchtest du noch mit zu mir?«, unterbrach Julian sie.

Überrascht wandte sie den Kopf und versuchte, in seiner Miene zu lesen. Aber obwohl die Straßenlaterne ins Auto leuchtete, lag sein Gesicht im Schatten, sie konnte den Ausdruck darauf nicht erkennen.

»Ja«, sagte sie. »Gerne!«, fügte sie noch hinzu und wartete auf eine Reaktion. Aber er nickte nur, ganz beiläufig und damit demonstrierend, dass er an ihrer Bereitschaft keinerlei Zweifel gehabt hatte, und drehte den Zündschlüssel.

Während er das Auto durch die belebten Straßen lenkte, musterte sie ihn verstohlen von der Seite. Das schmale Gesicht, fast aristokratisch mit den feinen Zügen, ließ keine Emotionen erkennen. Sie war verunsichert. Was wollte er von ihr?

Aber diese Unsicherheit steigerte ihre Erregung. Ihr Körper hatte auf seine Berührungen reagiert, stärker, als sie erwartet hatte, stärker, als sie es gewohnt war.

Und er sah einfach umwerfend aus mit seinen dunklen Augen, mit dem schwarzen Haar, mit der Strähne, die immer wieder über sein rechtes Auge fiel. »Der junge Wilde«

hatte die Zeitung getitelt, obwohl er so jung gar nicht mehr war, dreiunddreißig war er vor Kurzem geworden, auch das wusste sie aus dem Artikel.

Seine Hände umfassten entspannt das Lenkrad, schmale Hände, die Kraft und Sensibilität gleichermaßen versprachen. Hände, die sie berührt hatten; sie meinte noch den Druck seiner Rechten in ihrem Schoß zu spüren. In ihrem Unterleib pochte es fordernd.

Marlene unterdrückte ein Aufstöhnen. Sie war erregt. Es ging ihr schon längst nicht mehr darum, eine Trophäe zu erobern. Er sollte sie noch einmal anfassen, sie wollte seine Hände noch einmal spüren ... ihre Lippen prickelten noch immer, wo sein Daumen gekreist war.

Sie kramte in ihrer Handtasche nach der Zigarettenschachtel.

»Ich bin allergisch gegen Rauch«, sagte Julian, als sie die Packung in der Hand hielt.

»Oh, entschuldige.« Sie ließ die Zigaretten zurück in die Tasche gleiten.

Sie fuhren über die Isar. Die Lichter der Straßenlaternen auf der Brücke warfen huschende Schatten über sein Gesicht.

Hinter der Brücke bog Julian unvermittelt ab, in eine kleine, enge Straße in einem früheren Handwerkerviertel in München. Inzwischen *saniert*, Handwerker konnten sich diese Gegend hier längst nicht mehr leisten, ihre Häuschen waren abgerissen und durch mehr oder weniger gleichförmige Mehrfamilienhäuser ersetzt worden; weiße Klötze, eigentlich zu hoch für die schmale Straße, mit Satteltenschüsseln auf den Balkonen, hinter den Fenstern das flackernde blauschwarze Licht der Fernseher.

Der Schein der Straßenbeleuchtung reichte nicht aus, um die triste Atmosphäre aufzuhellen. Die Parkbuchten

zwischen den wenigen jungen Bäumen waren voll besetzt. Julian ging vom Gas, Marlene fragte sich, wie er wohl hier einen Parkplatz finden wollte.

Aber da rangierte er auch schon gekonnt in eine Lücke vor einer Hofeinfahrt, und er kam genau unter dem Halteverbotsschild zu stehen, unter dem eine Tafel anzeigte, dass hier parkende Autos abgeschleppt würden.

»Du stellst die Einfahrt zu«, entfuhr es Marlene überrascht. Julian lachte kurz auf.

»Hier wohnt niemand mehr; der Einzige, der blockiert wird, bin ich.«

Er zog den Schlüssel ab, stieg aus, kam um das Auto herum und öffnete die Beifahrertür.

Marlene schwang die Beine aus dem Auto, dann zögerte sie. Erst jetzt nahm sie das Haus, vor dem sie parkten, richtig wahr: Es war nur zweigeschossig und wirkte fast verloren, so eingequetscht zwischen den fünfgeschossigen rechts und links. Die Fenster zugemauert, die Hauseingangstür mit einem Holzkreuz unpassierbar gemacht.

»Hier wohnst du?«, fragte sie ungläubig und musterte das große Schild mit der Aufschrift »Eintritt verboten«, das unmittelbar vor ihr neben der Haustür hing.

Julian folgte ihrem Blick auf das unbewohnte Haus, auf die großen Löcher im Putz, die abgesplitterten, schief hängenden Holzrollläden und die aufgeklebten Plakate, deren herunterhängende Fetzen sich leicht im Wind bewegten.

»Ich wohne im Hinterhaus. Das wird alles abgerissen, das Vorderhaus ist schon geräumt.«

Erst jetzt realisierte Marlene das große Bauschild hoch oben an der Fassade.

Eine in der Region bekannte Immobilienfirma annoncierte, dass hier demnächst achtzehn Eigentumswohnungen errichtet würden. Eine bunte Zeichnung zeigte das

geplante Haus: Ein weißer Klotz im Sonnenschein, mit spielenden Kindern auf der Straße davor und Menschen, die unter Sonnenschirmen auf kleinen Balkonen saßen. Selbst auf dem schönenden Plakat wirkte es zu klobig für die enge Straße.

»Kommst du?«, fragte Julian ungeduldig. Er hielt noch immer den Griff der Beifahrertür in der Hand.

Marlene hatte sich den Wohnort des so umschwärmten und erfolgversprechenden Künstlers anders vorgestellt – mindestens Bogenhausen. Aber egal, da stand er – und wartete auf sie, auf Marlene Grommer!

Erneut spürte sie die Erregung durch ihren Körper ziehen. Sie stieg aus und folgte ihm auf sein aufforderndes Nicken in die Hofeinfahrt, machte kleine, unsichere Schritte und achtete sorgsam darauf, auf dem alten Kopfsteinpflaster nicht umzuknicken.

Vor der Tür zu dem einstöckigen Häuschen, das früher wohl eine Werkstatt gewesen war und sie an die Geschichte von *Pumuckl* und seinem Meister Eder erinnerte, verharnte Julian.

»Meine Katze haut gerne mal ab. Wir müssen aufpassen, dass sie nicht rausflitzt. Wenn ich jetzt die Tür einen Spalt aufmache, gehst du bitte so schnell wie möglich rein, verstanden?«

Marlene nickte.

Im Inneren des Häuschens fragte sich Marlene, ob es wirklich eine gute Idee gewesen war, mit diesem Mann mitzufahren. Sie hatte sich in einer schicken Wohnung gesehen, in einem luxuriösen Ambiente mit teuren italienischen Designermöbeln. Aber das breite Bett in der rechten hinteren Raumecke, der lange hölzerne Esstisch in der Mitte mit den vielen unterschiedlichen Stühlen, die zusammengewürfelten Küchenmöbel auf der linken Raum-

seite, der riesige, altmodischen Kühlschranks, das alles wirkte wie vom Sperrmüll. Obwohl es nicht ungemütlich war, im Gegenteil. Dazu trugen wahrscheinlich auch die vielen Pflanzen bei, die sich direkt an der Eingangstür vor dem bodentiefen Sprossenfenster auf zwei langen Bänken drängten: unzählige unterschiedlich große, mit üppigem Grün gefüllte Blumentöpfe auf braunen Terrakotta-Untersetzern. Links vorne war ein kleiner Raum durch eine Mauer abgeteilt. Die offen stehende Tür gab den Blick frei auf eine Toilette, eine winzige Duschtasse und eine mit Streu gefüllte Plastikwanne in der Ecke.

Unsicher verharrte Marlene neben dem großen Esstisch. Eigentlich hätte sie jetzt eine Zigarette gebraucht.

»So.« Julian stand plötzlich neben ihr. »Möchtest du ein Glas Rotwein?« Er ging zu dem Wandbord über dem Herd und griff nach einer Flasche.

»Ja«, sagte sie zögernd. »Warum hast du so viele Pflanzen?«, fragte sie.

Julian hielt mitten in der Bewegung inne.

»Das sind Kräuter, Küchenkräuter, kennst du die nicht?« Marlene schüttelte den Kopf.

»Kochst du nicht gerne?«, fragte Julian, während er zwei Gläser mit Wein füllte.

Marlene schüttelte wieder den Kopf.

»Warte, ich zeig sie dir«, sagte er. Er kam zu ihr, nahm ihre Hand und zog sie vor die Kräuterbank.

»Schau, das ist Thymian, hier ist Estragon. Basilikum kennst du, riech mal.«

Er riss ein Blättchen ab und zerrieb es unter ihrer Nase.

»Ja, natürlich«, sagte Marlene.

»Hier kommt jetzt ...«, fuhr Julian mit sichtlichem Stolz fort, »... Rosmarin, Pfefferminz, Schnittlauch, Kresse, Zitronenmelisse, Salbei ...«

Plötzlich stupste etwas an Marlenes Bein. Erschrocken schrie sie auf.

»Das ist nur Tete, die begrüßt dich«, beruhigte Julian sie und ließ ihre Hand los.

»Entschuldige, aber ich muss jetzt zuerst die Katze versorgen, sonst ist sie entsetzlich beleidigt«, erklärte er und öffnete die Tür des alten Kühlschranks, die schon große schwarze Stellen aufwies, wo die Emaillierung abgeplatzt war.

Marlene ging in die Knie, um die kleine graue Katze zu streicheln. Sie ärgerte sich über sich selbst. Wieso hatte sie so aufgeschrien? Das war die Nervosität, sonst nichts. Sie streichelte die Katze und war dankbar für diese Ablenkung.

»Sie hat ja nur drei Beine«, sagte sie plötzlich überrascht.

»Deshalb heißt sie ja auch Tete«, erklärte Julian, während er Katzenfutter in einen Fressnapf löffelte.

»Weswegen?«, fragte Marlene, immer noch in der Hocke und die Katze streichelnd. Die schnurrte und rieb ihren Kopf an Marlenes Hand

»Weil ihr ein Bein fehlt«, sagte Julian.

»Das verstehe ich nicht«, erwiderte Marlene irritiert.

Julian stellte den Fressnapf auf den Boden, und die Katze entwand sich Marlenes Hand und sprang mit stolz aufgerichteten Schwanz zu ihrem Futter.

Julian nahm die beiden Weingläser.

»Wenn sie vollständig wäre, hätte ich Nofre- nicht abschneiden müssen.«

Er stand jetzt vor Marlene, die immer noch auf dem Boden hockte, und verzog das Gesicht zu einem amüsierten Lächeln.

»Du darfst dich erheben«, sagte er und hielt ihr eine Hand hin.

Marlene griff danach und spürte, wie ihr Puls beschleunigte, als er sie hochzog.

Ihr fehlte die Zigarette; sie wusste nicht, wohin mit ihren Händen, wusste nicht, wohin sie schauen sollte – Julian beobachtete ihr Mienenspiel interessiert. Er drückte ihr ein Glas in die Hand.

»Das mit dem Namen verstehe ich immer noch nicht«, sagte Marlene, hauptsächlich um *irgendetwas* zu sagen.

Julian weidete sich kurz an Marlenes offensichtlicher Begriffsstutzigkeit, dann wurde es ihm langweilig.

»Ich erkläre es dir später«, sagte er und griff erneut nach ihrer Hand, um sie Richtung Bett zu ziehen. »Komm ...«

Marlene sträubte sich.

»Was ist los?«, fragte Julian. »Hast du deine Meinung geändert?«

Marlene zögerte. Es war alles so anders, als sie es sich vorgestellt hatte.

Kein Luxus, kein Champagner, stattdessen Sperrmüll und schlechter Rotwein aus billigen Pressglaskelchen (hier irrte Marlene allerdings, der Wein war alles andere als schlecht). Unentschlossen trat sie von einem Fuß auf den anderen.

Julian ließ ihre Hand erneut los.

»Wenn du es dir anders überlegt hast, dann sag's«, meinte er achselzuckend. »Ich habe damit kein Problem. Ich fahre dich selbstverständlich nach Hause, du musst keine Angst haben, dass ich dich einfach vor die Tür setze. Aber entscheide dich: Willst du bleiben oder fahren?«

Sie sah seine schwarzen Augen, sie roch seinen Duft, ein herbes Rasierwasser, und noch etwas anderes, Männliches – eine erregende Mischung. Sie spürte wieder das Kribbeln unter der Haut und wie ihr die Knie weich wurden.

»Bleiben«, hauchte sie so leise, dass Julian es eher erriet als hörte.

Er lächelte, mit leichtem Spott in den Augen. Sie schloss die Lider, sie wollte den Spott nicht sehen.

Er strich ihr sanft mit der Hand über die Wange – und da war sie wieder, diese Hitze, die in den Unterleib zog ...

»Das freut mich«, sagte er und küsste sie auf den Hals. Wohlige Schauer überliefen sie.

»Komm«, sagte er und schob sie zum Bett.

Das war der Beginn einer Liebesnacht, wie Marlene noch keine erlebt hatte. Julian legte sich entspannt an ihre Seite. Er stützte den Kopf auf seine rechte Hand, mit der linken begann er sie zu streicheln. Langsam zeichneten seine Finger die Konturen nach, die Wangen, die Augenbrauen, die Lippen, die zarte Haut hinter den Ohren ... Seine Finger umrundeten ihren Mund, strichen erneut zärtlich über ihre Wange.

»Entspann dich«, sagte er. »Wir haben viel Zeit.«

Er ließ seinen Daumen um ihre Lippen kreisen, dann wanderten die Finger aufreizend langsam ihren Hals entlang, brachten ihre Haut dazu, sich zu sehnen – sich ihm entgegenzustrecken ...

Irgendwann knöpfte er den ersten Knopf ihrer Bluse auf. Seine Hand schmiegte sich in den Ausschnitt, Marlene wölbte sich ihm entgegen – da zog er die Hand zurück und begann wieder an der Wange.

Marlene stöhnte leise auf. Auf ihrer Haut spürte sie die prickelnde Spur, die sein Finger gezogen hatte. Jetzt zeichnete er eine Linie daneben. Wieder der langsame Finger, der sich dem Ausschnitt näherte, die Hand, die sich warm anschmiegte, ein weiterer Knopf, der geöffnet wurde, der sanfte Druck, als die Hand sich in den Ausschnitt drängte – und wieder hob sie sich ihm entgegen, höher als vorhin.

Und wieder zog er seine Hand zurück, und sein Daumen legte sich auf ihre Lippen.

Marlene verlor jedes Zeitgefühl. Alle ihre Sinne konzentrierten sich auf diese Hand, auf diese Finger, die in quälender Langsamkeit über ihre Haut wanderten, eine Zelle nach der anderen berührend, öffnend und in Flammen versetzend.

Ein tiefes Aufstöhnen kam aus ihrer Kehle, als seine Hand endlich ihre Brust umschloss.

Irgendwann half er ihr aus der Bluse und der Hose, streifte ihre Kleidung ab. Dann nahm seine Hand das Streicheln, Reizen, Pressen wieder auf.

Marlene meinte zu spüren, wie ihre Nervenenden sich teilten, sich spreizten, ja austrieben wie ein Baum, wie sie Zweige mit Verästelungen bildeten, nur um keine Berührung zu verpassen. Alle Fasern suchten – suchten ihn, suchten seine Hand, suchten diese Verbindung.

Sie schrie laut auf, als er sie das erste Mal zum Höhepunkt brachte.

Sie verlor die Kontrolle über ihren Körper. Sie war sich nicht bewusst, dass sie die Beine weit spreizte, als später seine Hand um ihren Nabel kreiste und dann mit sanftem Druck auf ihrer Bauchdecke tiefer wanderte. Sie wollte seine Hände an ihrer empfindlichsten Stelle spüren, sie wollte *ihn* spüren.

Und wieder ließ er sie warten, ließ ihr Zeit, das Gefühl in sich aufzunehmen, zog mit seinen Fingern und seiner Hand feurige, lustvolle Linien über ihre Haut, die er mit seinen Lippen anschließend kühlte.

Ihr hämmerte das Blut in den Ohren.

Irgendwann schrie sie erneut laut auf.

Julian blickte taxierend auf Marlene hinab. Er sah, wie sie ihre Zehen in das Laken krallte, als sie ihren ganzen

Körper wie eine Feder spannte. Schweiß verklebte die Haare auf ihrer Stirn, und die Augen lagen tief in den Höhlen. Das Lächeln, mit dem sie seinen Blick erwiderte, verunglückte vor Erschöpfung.

Erst jetzt ließ Julian es zu, dass die Spannung aus seinem Unterleib in sein Gehirn aufstieg und Besitz von ihm ergriff.

Aber er konnte sich nicht gehen lassen. Er war unfähig, einen Orgasmus zu erleben, solange jemand sein Gesicht dabei beobachten konnte.

Sein Mund glitt noch ein letztes Mal zart über ihre Brust, seine Zunge kühlte noch einmal die in Flammen stehenden Spitzen.

»Dreh dich um«, flüsterte er heiser.

Später dann beugte Julian sich über Marlene, streifte mit seinen Lippen kurz ihren Bauch und sagte:

»Möchtest du lieber Espresso oder Tee, bevor ich dich nach Hause bringe?«

Überrascht hob Marlene den Kopf.

»Du musst mich doch jetzt nicht nach Hause fahren, ich bleibe gerne noch ein bisschen.« Sie legte einen Arm um Julians Schulter und wollte ihn zu sich herunterziehen.

Julian löste sich aus der Umarmung.

»Hör zu, Marilyn ...«

»Ich heiße Marlene!« Die junge Frau drehte sich von Julian weg.

»Das weiß ich doch«, versicherte er und küsste sie flüchtig auf die Stirn. »Aber du bist mindestens so sexy wie die Monroe, ich nenne dich ab jetzt Marilyn.«

Geschmeichelt streckte sich Marlene und brachte ihre körperlichen Vorzüge in Position.

»Ja? Findest du mich sexy?«

»Absolut!«, antwortete Julian, ohne auf die Brüste zu achten, die sich ihm entgegenwölbten. »Aber ich habe morgen schon in aller Frühe zu arbeiten, da kann ich dich hier nicht brauchen.«

Marlene verzog die Lippen zu einem übertriebenen Schmolmund. »Ich dachte ...«

Julian unterbrach sie.

»So sexy Frauen wie du solltest überhaupt nicht denken, das macht nur Falten.«

Während Marlene noch überlegte, ob das ein Kompliment oder eine Beleidigung gewesen war, setzte Julian Wasser in einem alten Kessel auf. Als er den Schalter für die Kochplatte drehte, langte er mit der anderen Hand gleichzeitig hoch zu dem darüber befindlichen Sicherungskasten; meist flog die Sicherung raus, wenn man die Elektroplatte anschaltete.

»In fünf Tagen ist meine erste große Einzelausstellung, ich brauche meinen Schlaf. Ich mache dir einen Espresso und mir einen Tee, und dann fahre ich dich heim.«

Er wandte Marlene weiterhin den Rücken zu. Sie sollte sein Gesicht nicht sehen.

Denn die Ausstellung war nur ein Vorwand. Er hatte noch nie mit einer Frau im selben Raum übernachtet. Niemals.

Selbst damals, als er geliebt hatte, damals mit Veronika, hatte er auf getrennten Schlafzimmern bestanden.

Denn in seinem Schlafzimmer musste die ganze Nacht das Licht hell leuchten.

Denn Julian hatte Angst vor der Dunkelheit.

Aber niemand durfte das jemals erfahren.

Julian griff nach der Büchse mit den Teeblättern.

»Also, sei jetzt eine ganz Liebe und sieh zu, dass du in deine Klamotten kommst«, fuhr Julian fort und goss den Tee auf. »Für heute reicht's.«

Diese große Ausstellung, die der Anlass gewesen war für die ausführliche Berichterstattung der letzten Woche: Marlene wusste, wovon er sprach. Klar, dass er noch viel zu tun hatte. *Für heute reicht's* bedeutete doch, dass es ein anderes Mal geben würde. Sie durfte ihn nur nicht verärgern. Außerdem brauchte sie jetzt unbedingt eine Zigarette. Und sie musste Eva anrufen – die würde eh schon platzen vor Neugier.

Sie schwang die Beine aus dem Bett. »Klar, kein Problem, ich bin sofort fertig.«

Und das war sie dann auch, keine zehn Minuten später saßen die beiden im Auto.

Julian musste nicht weit fahren, Marlene wohnte in Haidhausen. Da er schwieg, traute sie sich nicht, etwas zu sagen. Vor ihrer Haustür umarmte er sie flüchtig, hauchte ihr einen Kuss auf die Wange und sagte: »Ich rufe dich in den nächsten Tagen an, okay?« Erfreut nickte sie und stieg aus.

Als ihr auffiel, dass er gar nicht nach ihrer Telefonnummer gefragt hatte, konnte man das Motorengeräusch des einsamen Autos in der nächtlich leeren Straße nur noch ahnen.

Am Samstag beschloss Antonia, einen Überraschungsbesuch bei ihren beiden Onkeln in deren Seniorenwohnanlage zu machen. Das Foyer des Gebäudes erinnerte in seiner Gestaltung an einen luxuriösen Wolkenkratzer in New York und verfügte, genau wie diese, über einen »Door-man« an einem Empfangstisch, wo sich die Besucher anmelden mussten. Das helle Südlicht, das durch die bodentiefen Fenster hereinfließ, die den Blick auf den im japanischen Stil angelegten Garten freigaben, schuf zusammen mit dem hellen Holz eine warme und freundliche Atmosphäre, die Antonia immer noch beeindruckte.

Nur die überdurchschnittlich hohe Zahl von Menschen in Rollstühlen zeigte an, dass es sich hier um eine Art Altersheim handelte. Obwohl die Betreiber dieser exklusiven Seniorenresidenz sich den Ausdruck Altersheim sicher vehement verbeten hätten.

»Können Sie mich bitte bei Herrn Paul Kugler und Herrn Walter Dorant anmelden?« Während der sympathische junge Mann an der Rezeption telefonierte, wanderten Antonias Gedanken zurück zu dem Tag, an dem Walter und Paul ihr gesagt hatten, was sie planten. Paul, der Lebensgefährte von Walter seit über drei Jahrzehnten, war schon länger an Parkinson erkrankt. Geraume Zeit hatten die Ärzte die Symptome im Griff behalten können. Aber vor einem Jahr hatte ein neuer, starker Erkrankungsschub Paul im wahrsten Sinn des Wortes »von den Beinen« geholt.

Zuerst hatte Walter ihn hingebungsvoll zu Hause gepflegt, Paul und den Rollstuhl täglich die wenigen, aber trotzdem anstrengenden Stufen am Hauseingang hinunter- und wieder hinaufgetragen, ihm beim Duschen geholfen, ihn auch zur Toilette begleitet.

Aber nach einigen Wochen hatte Walter einsehen müssen, dass die Pflege Pauls seine Kräfte überforderte. Zumal sich Pauls Zustand langsam, aber kontinuierlich verschlechterte.

Den Sonntagvormittag, an dem Walter und Paul mit ihr gesprochen hatten, würde Antonia nie in ihrem Leben vergessen: Es war fast so schlimm gewesen wie damals ...

Sie hatten nach einem ausgiebigen gemeinsamen Brunch die Vorfrühlingssonne genossen, die nach zwei langen grauen, kalten und schneereichen Wochen den als Frühstücksraum genutzten Wintergarten mit Licht und Wärme füllte.

Und fast wie damals, hatte sich Walter geräuspert und dann gesagt: »Toni, Antonia, ich muss dir etwas sagen.«

Auch wenn die beiden Antonia scheinbar in die Diskussion einbanden und versuchten, ihr das Gefühl zu geben, sie habe mitentschieden, so war der Beschluss doch längst gefällt, und Antonias Widerstand und ihre Gegenargumente blieben wirkungslos. Genau genommen hatten die beiden Antonia darüber informiert, dass Paul und Walter aus dem Haus, in dem sie alle wohnten, ausziehen würden, dass sie eine Dreizimmerwohnung in einer luxuriösen Seniorenresidenz mieten wollten, in einer Anlage, die die ganze Palette der Bedürfnisse von selbstständigem Wohnen bis hin zur 24-Stunden-Vollpflege abdeckte – und dass sie nie mehr zurückkämen ins Haus, dass Antonia dann also allein in der großen Jugendstilvilla wohnen würde und doch aus ihrer kleinen Wohnung unterm Dach ins Erdgeschoss ziehen könnte.

»Aber ich kann doch nicht in eure Wohnung ziehen – das ist doch euer Zuhause!«

»Dann nicht mehr ...«, hatte Walter gesagt.

»Aber ihr könnt doch nicht in ein Altenheim ziehen!«, hatte Antonia protestiert.

»Es ist kein normales Altenheim«, hatte Walter widersprochen. »Es ist eine Seniorenresidenz, die uns unglaublich viele Möglichkeiten bietet. Wir können abends zusammen zu Veranstaltungen gehen, es gibt Brigdeturniere, Vorträge, Theaterabende, Lesungen, alles Mögliche! Und wir können beide daran teilnehmen, Paul kann im Rollstuhl hinfahren. Und wenn Paul mal nicht will, kann ich auch allein gehen und weiß Paul in der Zwischenzeit gut aufgehoben. Wir haben uns für eine traumhafte Wohnung auf die Warteliste setzen lassen: drei Zimmer, große Terrasse, sensationeller Alpenblick, Paul hat schon die tollsten Möbel für die Einrichtung ausgesucht; wir freuen uns sehr darauf, dort zu wohnen. Und das ist im Übrigen eine ganz

normale Wohnung, nur dass sie eben Teil einer Wohnanlage ist, die zusätzlich noch die Möglichkeit bietet, sich pflegen zu lassen, wenn man das will ...«

»... oder wenn man das braucht. So wie ich!«, hatte Paul ergänzt.

Antonia hatte aufgestöhnt. Natürlich hatte sie bemerkt, dass Paul immer kränker wurde. Aber – und nun schalt sie sich selbst – sie hatte vor lauter Egoismus die Augen verschlossen, hatte das Offensichtliche nicht sehen wollen. Walter konnte Paul nicht auf Dauer pflegen, ihr Onkel war dieser Belastung weder psychisch noch physisch gewachsen, schließlich war er auch nicht mehr jung. Aber ...

»Wir könnten umbauen, es ist doch Platz genug hier, wir könnten Pfleger ins Haus nehmen. Und was wird überhaupt aus euren Sachen ... eure Möbel ...«, stotterte sie in dem vergeblichen Versuch, einen Grund, ein Argument zu finden, dass die beiden hierblieben. Hier bei ihr. Und nicht auch fortgingen!

Sie merkte erst, dass sie weinte, als Paul tröstend seine Hand über ihre legte.

»Arme Toni«, sagte er. »Aber schau, Walter ist am Ende seiner Kräfte. Natürlich können wir das alles machen, was du vorschlägst – aber irgendwann kommt wahrscheinlich doch der Punkt, wo ich stationäre Pflege brauche. Und niemand weiß, wann das ist oder wie schnell das geht.«

Antonia empfand plötzlich das fröhliche Strahlen der Sonne als hinterhältig.

»Schau, Antonia, du musst der Realität ins Auge sehen«, sagte Paul. Antonia verstand ihn gut, obwohl er an diesem Tag wieder Schwierigkeiten hatte, verständlich zu artikulieren.

»Ich werde nicht mehr gesund. Und ich werde bald sterben.«

Er warf Walter einen Blick zu, den sie nicht verstand. Sie sah auch das kaum wahrnehmbare Nicken von Walter. Aber bevor sie darüber nachdenken konnte, was sich die beiden in diesem stummen Dialog mitgeteilt hatten, fuhr Paul fort.

»Ich werde mich viel wohler fühlen, wenn ich irgendwo bin, wo man auf Menschen wie mich eingerichtet ist und sich professionell um mich kümmern kann, und ich nicht hilflos mit ansehen muss, wie Walter sich quält und auf dem Zahnfleisch geht.«

Er wischte ihr zart eine Träne von der Wange.

»Glaube mir, ich habe alles versucht, ihn zum Hierbleiben zu bewegen. Er sollte ...«

Walter unterbrach ihn.

»Ich gehe mit dir.« Er wandte sich zu Antonia.

»Toni, du musst das verstehen. Du bist das Kind meiner geliebten und viel zu früh gestorbenen Schwester, und ich liebe dich, als wärest du meine eigene Tochter, du weißt das, nicht wahr?«

Antonia nickte.

»Aber ich liebe auch Paul. Und das ist eine andere Form der Liebe: Paul ist mein Mann, mein Partner, mein Leben! Ich will jede Sekunde, die wir noch gemeinsam haben, mit ihm verbringen. Ich will, so lange es geht, des Nachts neben ihm liegen, seinen Atem hören, morgens mit ihm aufwachen. Ich will ...« Ihm brach die Stimme.

Auf dem Dach des Wintergartens schmolz der Schnee, das Wasser tropfte auf die kleine Terrasse davor.

»Ihr redet über das Sterben und den Tod, als wäre es das Normalste von der Welt«, schluchzte Antonia.

Paul lachte leise. »Mein Schatz, meine Liebe, es *ist* das Normalste von der Welt.«

Er umfing ihre Schultern und hielt die weinende Antonia fest in seinen Armen.

Walter kam um den Tisch herum, kniete sich neben Pauls Rollstuhl und griff nach Antonias Händen.

»Ja, weine nur. Ich habe auch geweint. Aber Paul hat recht ...«

Draußen flötete, von der Sonne verleitet, ein Amselmännchen seinen Reviergesang.

Antonia hatte Zeit gebraucht, bis sie die Entscheidung akzeptiert hatte. Das Haus, das die beiden sich ausgesucht hatten, war wirklich erstklassig, sie hatten Glück mit ihrem Wartelistenplatz, und knapp sechs Wochen nach diesem Gespräch war es schon so weit: Onkel Walter und Paul zogen aus und gingen ins Heim.

Sie räumten ihre Zimmer: Sie warfen weg, verschenkten, entsorgten, verkauften ... Auf einmal waren die Bücherregale leer, leuchteten helle Flecken auf den Tapeten, wo Bilder gehangen hatten. Als aber Walter dem Entrümpeler, der das Doppelbett und die beiden großen Kleiderschränke aus dem Schlafzimmer im ersten Stock abholte, auch die schweren Polstermöbel und die dunklen Schränke aus dem Wohnzimmer anbot, widersprach Antonia. Also blieb das Wohnzimmer, wie es war.

Antonia hatte sich monatelang gewehrt, in die Wohnung im Erdgeschoss einzuziehen. Walter und Paul hatten nicht aufgehört, sie sanft zu drängen: »... es tut der Wohnung nicht gut, wenn sie leer steht ... wir wären beruhigter, wenn du unten wohntest ... du machst uns das Herz schwer, wenn wir sehen, wie hart es dich ankommt, das alles zu akzeptieren ...« Und irgendwann hatte der Onkel gesagt: »Verstehst du mich denn nicht? Verstehst du nicht, dass ich möchte, dass du der Wohnung deinen Stempel aufdrückst? Dass es mir leichter wird, ein neues Leben – auch irgendwann ein Leben ohne Paul – anzufangen, wenn in dieser Wohnung ebenfalls neues Leben einzieht?«

Mit diesem Argument, mit dem »Es wird mir leichter«, hatte er Antonia manipuliert, sie zum Nachgeben gebracht. Diesem letzten Argument hatte sie nichts entgegenzusetzen gewusst. Vor zwei Wochen hatte sie ihre Schlafzimmere möbel in den leeren Raum im ersten Stock bringen lassen, in den Raum, der Paul und Walter fast vierzig Jahre lang als Schlafzimmer gedient hatte. Ihre Bücher und ihre persönlichen Dinge hatte sie in die alten Schränke im Wohnzimmer geräumt und war somit »umgezogen«.

Walter und Paul lebten nun im Heim, in dieser Luxusresidenz. Antonia hatte längst verstanden, dass es die richtige Entscheidung gewesen war. Und wollte sich dennoch nicht damit abfinden.

»Schön, dass du uns besuchst«, freute sich Walter und umarmte seine Nichte. Paul versuchte, sich aus seinem Rollstuhl zu erheben, aber Antonia eilte zu ihm und ging vor ihm auf die Knie. »Wie geht es dir, Onkel Paul?«

Paul beugte sich vor und küsste sie auf beide Wangen.

»Ich bin zufrieden, mein Kind. Und dir?«

»Wenn ich euch nicht so vermissen würde, ginge es mir wunderbar.«

Sie erhob sich und schob den Rollstuhl an den Esstisch, wo Walter bereits Kaffee eingoss und Käsekuchen verteilte.

»Hm, der ist aber lecker«, sagte Antonia nach dem ersten Bissen.

»Ja, nicht wahr? Ist der nicht sensationell? Den hat Paul heute Morgen gebacken.«

»Wirklich?« Antonia hob überrascht den Kopf.

»Walter macht Witze«, sagte Paul. »Ich stand mit meinem Rollstuhl im Weg und habe zweimal den Schalter an der Rührmaschine nach unten gedrückt ...« Antonia hörte einen bitteren Unterton in Pauls Auflachen.

»Du hast mir gesagt, was ich tun muss, und du hast immer wieder probiert und mir erklärt, wie ich den Teig noch verbessern kann. Ohne dich hätte ich nicht ...«

»Lass es gut sein«, sagte Paul, und sein Blick zu Walter sagte: *Hör doch auf, mich und dich zu belügen.* »Antonia, wie war es denn in Salzburg? Bist du zufrieden?« Er wechselte geschickt das Thema.

Antonia berichtete von dem neuen großen Auftrag und erhielt begeistertes Lob und Glückwünsche von den beiden.

»Ich war auch vollkommen euphorisch«, fuhr sie fort. »Danach wollte ich mich dann noch selbst belohnen, aber das war eine kleine Enttäuschung ...« Sie begann mit der Schilderung ihres Restaurantbesuchs.

»Wie unverschämt!« Walter war empört. Auch Paul verzog verärgert das Gesicht.

»Und dann hat er gesagt: Dieser Tisch ist aber für vier eingedeckt, und da habe ich ...«

Das vergnügte Auflachen von Paul machte Antonia glücklich. Fast war sie diesem Ober dankbar, dass er ihr eine solch schöne Gelegenheit geschenkt hatte, um Paul zum Lachen zu bringen.

»Eine Frau allein im Restaurant ist immer noch nicht gerne gesehen ...«, sagte Walter kopfschüttelnd etwas später.

»Ja, das stimmt«, pflichtete Antonia bei. »Aber ich kann mir ja schlecht einen Mann mieten ...«

Antonia wusste, dass insbesondere Paul nun genau wissen wollte, was sie gegessen hatte, und sie bemühte sich, ihm die einzelnen Gerichte, die vermutlich verwendeten Zutaten und die von ihr angenommene Zubereitungsart genau zu beschreiben. »Also zum Beispiel das Ratatouille, da habe ich überhaupt keine Vorstellung, wie die das hingekriegt haben. Das war so intensiv im Geschmack, die

einzelnen Aromen so ... so präsent! Ach, ich kann es euch nicht erklären.«

»War es vielleicht *sous-vide* gegart?«, wollte Paul wissen. Antonia hob fragend die Augenbrauen.

»Im Wasserbad. Im Beutel. Zusammen mit Kräutern vakuumiert. Dann zieht das Kräuteraroma tief in das Gargut«, erläuterte Paul.

»Kann gut sein«, meinte Antonia leicht ratlos. »Du weißt doch, dass ich vom Kochen keine Ahnung habe.«

Paul lachte vergnügt auf. »Das stimmt«, sagte er.

»Wie fühlst du dich inzwischen im Haus?«, fragte Walter. »Hast du dich daran gewöhnt, unten zu wohnen?«

Antonia wusste, was die beiden hören wollten.

»Natürlich«, log sie. »Es ist schon schön. Und ich habe jetzt viel mehr Platz. Das mit dem Arbeitszimmer ist natürlich auch praktisch.«

Ihr Blick haftete konzentriert an dem Rest Käsekuchen auf ihrem Teller, den sie jetzt mit der Gabel in lauter kleine Stückchen zerteilte. Plötzlich lag Pauls Hand tröstend auf ihrer.

»Ich bin schon ziemlich allein jetzt im Haus ...«, gab sie zu und hob den Kopf.

»Ich weiß«, sagte Walter. »Du müsstest vermieten. Wenn noch jemand anders da ist, ist das Haus nicht mehr so leer. Und dann ist da gleich eine ganz neue Stimmung! Ein anderer Mensch pflanzt dem Haus auch eine andere Atmosphäre ein. Es ginge dir dann vielleicht besser.«

»Jaja«, sagte Antonia. Aber die beiden Männer wussten, was sie dachte. In dem Moment, in dem sie vermietete, machte sie alles endgültig, von dem Zeitpunkt an gäbe es kein Zurück mehr.

Antonia trank den Rest aus ihrer Kaffeetasse und erhob sich.

»Ich verlasse euch jetzt«, sagte sie. Ich will noch kurz ins Büro. Und morgen fahre ich übrigens nach Stuttgart.«

Während sie die Kuchenteller aufeinanderstellte und zu der Spülmaschine in der kleinen Küchenzeile trug, fragte Walter: »Was machst du denn in Stuttgart?«

»Mir hat ein Sammler eine Arbeit von Paul Wallach angeboten, die ich gern hätte.«

»Ah, von dem hast du ja schon was«, meinte Walter, der ihr mit den Tassen folgte.

»Nein«, lachte Antonia. »Das verwechselst du mit Paul Renner, von dem habe ich schon eine Arbeit.«

»Und wie kommst du jetzt auf diesen Wallach?«

»Vor einigen Monaten war ein großer Bericht über ihn in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, da bin ich schon neugierig geworden, und vor Kurzem hat sogar das Centre Pompidou in Paris eine Arbeit von ihm gekauft – und jetzt habe ich etwas von ihm angeboten bekommen, das mir unheimlich gut gefällt.«

»Ist es nicht ein bisschen aufwendig, dafür extra nach Stuttgart zu fahren? Da geht doch der ganze Sonntag drauf.«

»Ich habe mich wirklich in diese Arbeit verliebt! Aber ich will sie natürlich in natura sehen, obwohl ich mir eigentlich sicher bin. Vielleicht kann ich aber noch etwas handeln.«

»Dann wünsche ich dir eine gute Fahrt.«

»Ja, danke, und wenn ich morgen Abend zurück bin, rufe ich euch an.«

»Das ist lieb von dir, mein Kind«, sagte Walter und küsste sie. Paul tätschelte ihr liebevoll die Wangen zum Abschied.

Als Antonia gegangen war, schauten sich Walter und Paul an.

»Sie hängt sich zu sehr an Dinge!«, sagte Walter.

»Die kann sie festhalten; die sind nicht plötzlich weg ...«, sagte Paul.

»Ja, ich weiß. Ob sie jemals den Mut aufbringt, sich zu verlieben ...« Walters Stirn war in tiefe Sorgenfalten gefurcht.